

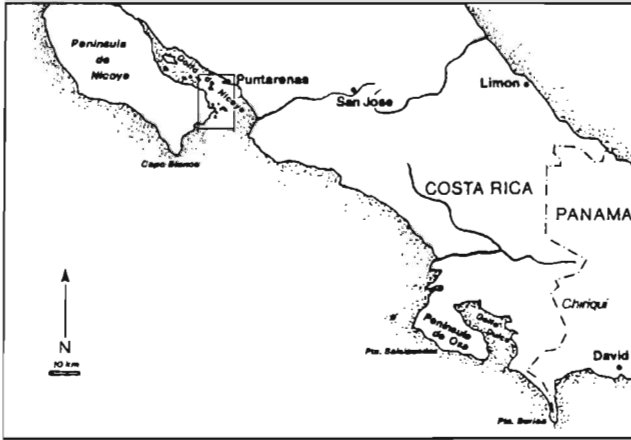
Franz Xaver Faust

Anmerkungen zur Stellung des Meeres in der Kultur der Küstenbevölkerung der Provinz Puntarenas/Costa Rica

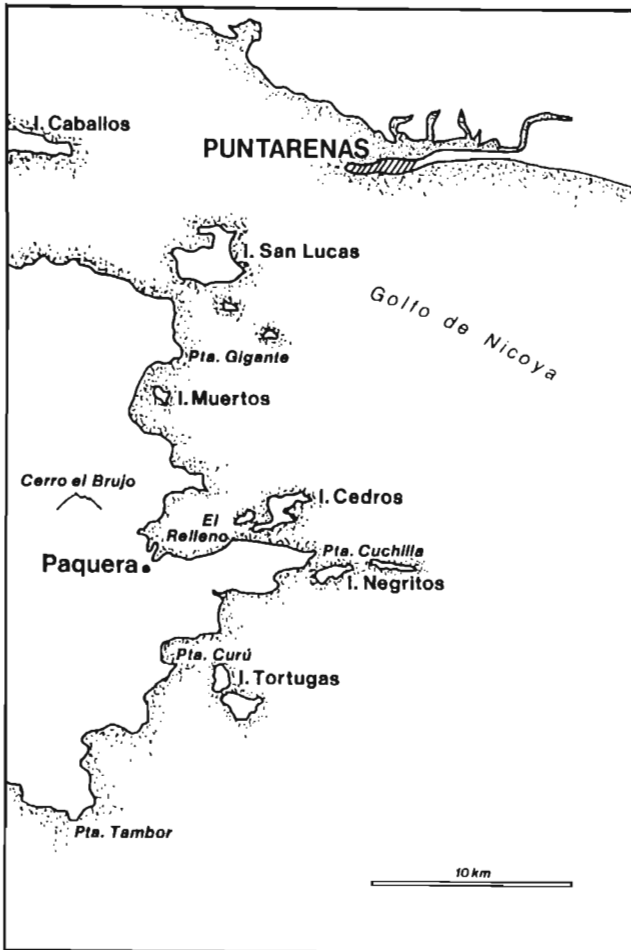
Resumen: Alrededor del Golfo de Nicoya en las costas del Océano Pacífico de Costa Rica, vive un grupo de pobladores, que son llamados "cholos" por los costarricenses. Esta expresión se usa en muchas partes de Latinoamérica para denominar a los indios y a los mestizos con rasgos fisonómicos indígenas bien marcados. La denominación que usan estos pobladores entre sí es "paisano". Los hombres, como pescadores y marineros, llevan una vida dedicada al mar y consideran a éste como un paisaje acuático, donde se pueden orientar sin instrumentos y sin ver tierra durante cientos de kilómetros. En la visión del mundo de los "paisanos", el mar ocupa una posición parecida a la que tienen los ríos para los indígenas que viven en el norte de América del Sur. Los espíritus que animan su medio ambiente y las reglas de conducta vinculadas a éstos, identifican a los "paisanos" como integrantes de una cultura popular indioamericana.

Summary: At the pacific coast of Costa Rica, around the Gulf of Nicoya lives a population that is usually called *cholos*. This term is used in many parts of Latinamerica to designate Indians and Mestizos which show many Indian features. The families living at the Gulf of Nicoya call themselves *Paisanos* which means "compatriots". They earn their living from fishing and the lives of the fishermen and sailors are mainly focused on the sea. The navigators experience the sea as a landscape of water in which they are able to navigate without any instruments or contact to land. In the world view of the *paisanos* the sea is a factor similar to that of the rivers in the world view of the Indians in the north of Southamerica. The spirits inhabiting the world around them and the rules of conduct relating to them show the *paisanos* as being part of an Indio-American folkculture.





Der von den Paisanos bewohnte und befahrene Abschnitt der Pazifikküste.



Die Region, in der die Informationen aufgenommen wurden.

Vorbemerkung

Wer den Erzählungen von Indianern und mestizischen Campesinos in den verschiedensten Landschaftstypen der Nordanden lauscht, wird bemerken, daß sich ständig ähnliche Motive wiederholen. So hört man z. B. immer wieder von vergleichbar gestalteten und ähnlich agierenden Wächtergeistern von Orten, Flora und Fauna. Eine herausragende Figur ist dabei der Herr der Wildnis, der dort angesiedelt wird, wo sich die Natur am stärksten der Kontrolle der Menschen entzieht. Dies ist z. B. im Cocuy-Gebirge ein Fels, der aus den Gletschern ragt. Im kolumbianischen Zentralmassiv lebt er in den Vulkanen und vulkanischen Schloten, und im Magdalena-Tal wird er in den ungebändigten Strömen gesehen.

Indianer und mestizische Campesinos im Nordwesten Südamerikas und des anschließenden Zentralamerika verfügen offenbar über ein weitgehend einheitliches Interpretationsmodell, in das die Umweltgegebenheiten der verschiedensten Landschaften in analoger Weise eingebaut werden.

Erinnerungen an kurze Aufenthalte bei den Küstenfischern bei Paquera auf der Nicoya-Halbinsel im Zeitraum 1977 - 1980 ließen den Plan erwachsen zu untersuchen, wie in diese Volkskultur, die — wie es scheint — große Teile Lateinamerikas überzieht, das Meer mit seinen Elementen eingebaut ist. Ein Besuch im August 1991 diente dazu, zu überprüfen, ob die Familien, mit denen mich vor mehr als einem Jahrzehnt Freundschaft verband, noch in ihren Buchten an der Punta Cuchilla von Fischfang und Brandrodungsfeldbau leben, und ob sich die dortigen Verhältnisse noch zur Durchführung einer Feldforschung eignen, welche die Stellung des Meeres in der Kultur von Küstenbewohnern zum Thema hat.¹

Die Paisanos oder Cholos

Walter Lehmann schrieb bereits 1908 von der Halbinsel Nicoya, daß dort eine spanischsprachige Bevölkerung lebt, die sich weder im Aussehen noch in der Lebensweise von den indianischen Gruppen des Landes bedeutend unterschied. Diese Leute werden in Costa Rica etwas abwertend meist "los Cholos" genannt. Der Ausdruck "Cholo" findet in Hispanoamerika verschiedene Anwendungsarten: Im zentralen Andengebiet wird er etwa gleichbedeutend wie "ländlicher Mestize" verwendet, während er in West-Kolumbien ein Synonym für Indianer darstellt. Obwohl sich die Küstenfischer der Provinz Puntarenas gegen diesen Ausdruck wehren, nennen sie doch ihre Kinder häufig liebevoll *cholito* oder *cholita*. Ihre

¹ Vortrag, gehalten in spanischer Sprache am 10. 5. 1992 beim Jahreskongreß des Centro Studi Americanistici — Circolo Amerindiano in Perugia/Italien.

Eigenbezeichnung ist *paisano*, also Landsmann (im Unterschied zum Landmann). Als Zugehörigkeitsmerkmale zu den Paisanos wurden genannt, daß ein Paisano dunkelhäutig (aber nicht schwarz) sei, anders spreche als die Bewohner anderer Gegenden Costa Ricas und nur Speisen als vollwertiges Essen akzeptiere, die Fisch enthalten ("*comida sin pescado no es comida*").

Die Paisanos grenzen sich klar gegen die *Cartagos*, die hellhäutigen Bewohner des Zentraltales, und die *Guanacastecos*, die Viehzucht betreibende Bevölkerung von Guanacaste, ab. Dazu werden im weiteren Umfeld als Nicht-Paisanos die *Nicas* (=Nicaraguaner), die *Misquitos*, von denen sich in den Wirren des nicaraguanischen Bürgerkrieges 60 Familien am Coco-Golf angesiedelt haben, die Indios (Bribri, Cabecar, Boruca) in der Zona Sur und die *Chiricanos* um David in Panama genannt. Die Paisanos fassen sich selbst als Urbevölkerung der Küsten der Provinz Puntarenas auf.² Spätestens seit den 20er Jahren unseres Jahrhunderts kam es zu vielen Ehen zwischen Paisanos und Chiricanos.

Das Meer in der Kultur der Paisanos

Die mir bekannten Paisano-Familien um die Bucht von Paquera leben alle direkt am Meer, bebauen in unmittelbarer Nähe ihrer Häuser ein Brandrodungsfeld, überlassen aber das Hinterland den Cartagos oder Guanacastecos zur Bewirtschaftung.

Alle Männer, und auch schon Buben von 12 Jahren, besitzen ihre eigene *panga*, und selbst der 83-jährige Informant 1 läßt es sich nicht nehmen, noch mit seiner Panga zum Fischen zu fahren.

² Informant 2 machte folgende Angaben über die Wohnorte von Paisanos und nannte dazu die jeweiligen Familiennamen:

- Punta Cuchilla und vorgelagerte Inseln: Baque, Peralta, Novao, Loria;
- Punta del Río: Peralta;
- Punta Gigante: Caravaca, Montiel;
- Isla San Lucas: Sanches;
- Isla de Chira: Liona, Gómez, Peralta, Butos, García;
- Quepos: Zapata;
- Golfo Dulce: Amaya, Cortez.

Da Costa Rica zum stark besuchten Touristenziel geworden ist, werden die Informanten nicht mit Namen erwähnt, um sie vor Belästigungen zu bewahren.

Informant 1, Fischer und Händler, 1991 bereits 83 Jahre alt.

Informant 2, Sohn von Informant 1, ca. 50 Jahre alt.

Informant 3, Paisano von der Küste bei Puntarenas, zur Zeit wohnhaft am Relleno.

Informant 4, Enkel von Informant 1 und Sohn von Informant 2.

Eine Panga ist ein 3 bis 6 Meter langer Einbaum aus *pleibo*-Holz, der mit verschiedenen Metallwerkzeugen ohne Verwendung von Brandtechniken ausgehöhlt wird. Bug und Heck sind gleich gestaltet und weisen die Form des Bugs eines modernen Segelschiffes auf. Zwei Sitzbretter teilen die Panga in drei gleich lange Segmente. Eines der beiden Bretter ist für die Aufnahme des Segelmastes durchbohrt, darunter ist am Bootskörper der Mastschuh befestigt. Die Panga wird entweder gepaddelt oder durch ein dreieckiges Segel vorangetrieben.

Der Paisano fährt meist allein zum Fischen. Als Begründung dafür wurde (bisher nur) angegeben, daß es so keine Streiterei um die Teilung des Fanges geben könne. Frauen fischen nur selten und dann in unmittelbarer Küstennähe. Menstruierende, Schwangere und Wöchnerinnen sollten auf keinen Fall eine auch noch so kleine Strecke übers Meer fahren. Die "Kälte" des Meeres würde ihnen in dieser Zeit schweren Schaden zufügen. In den genannten Zeiten ist es selbst für den Mann der betroffenen Frau nicht angesagt, der Fischerei nachzugehen, denn die "Kälte" des Meeres, die er von dort mitbringen könnte, würde bereits genügen, um seine Frau krank zu machen. Auch der Fischer selbst muß sich, besonders bei nächtlichen Ausfahrten, gegen die "Kälte" des Meeres schützen. Das Kauen von Tabak gibt ihm dazu die nötige "Wärme".

Gefischt wird mit der *atarraya*, einem kreisrunden Wurfnetz, mit dem *trasmayo*, einem langen rechteckigen Netz, mit der *línea*, einer langen Leine mit Schwimmern, an der Angelhaken hängen, mit dem *anzuelo*, dem Angelhaken, der ruckartig durchs Wasser gezogen wird, damit sich daran ein Fisch verfange, und nachts mit der Laterne, die das Speeren von Fischen ermöglicht.

Für den Eigenverbrauch fängt der Paisano nur *pescado con escama*, also Fische mit Schuppen; *pescado sin escama* — Fische ohne Schuppen — würde kein Paisano essen. Traditionsgemäß ließ man gefangene schuppenlose Fische, besonders Haiarten, wieder frei, obwohl man einige Haiarten sehr fürchtet. Heute werden schuppenlose Fische an die Cartagos verkauft, die nach Meinung der Küstenfischer ohnehin vom Fisch keine Ahnung haben.

Unter den Fischen mit Schuppen bevorzugt der Küstenfischer solche mit weißem Fleisch, nur aus der Diät von Menstruierenden, Schwangeren und Wöchnerinnen sind sie ausgeschlossen. Die Frau muß sich in diesen Zeiten von Fisch mit rotem Fleisch ernähren, der zudem nicht vom eigenen Mann gefangen werden darf.

Fisch wird herkömmlich durch Einsalzen und anschließendes Räuchern haltbar gemacht. Bis zum heutigen Tag soll angeblich das dafür benötigte Salz auf der Chira-Insel in Salinen gewonnen werden.

Soweit mir erzählt wurde, nehmen Meeresschlangen (oder Aale), Rochen, Delphine und Meeresschildkröten eine besondere Stellung ein. Delphine werden nicht getötet, weil sie weinen wie Kinder, wie Informant 2 erzählt, der einmal als

Unbeteiligter das Töten von Delphinen miterlebte. Die orale Tradition berichtet, daß vom Glück bei der Fischerei verlassen wird, wer einen Delphin tötet.

Dem weiblichen Rochen wird nachgesagt, wie Frauen zu menstruieren. Wer einen menstruierenden Rochen speert, bekommt einen Schlag, der ihn über Bord werfen kann. Möglicherweise handelt es sich dabei um die elektrische Entladung eines Zitterrochenes.

Es wird von Meeresschlangen (oder Sandaalen) erzählt, die meist am Meeresboden wie verwachsen festsäßen und ihren Körper in der Strömung wiegten. Sie seien aus den Eiern von giftigen Landschlangen entstanden. Ein Vogel soll bisweilen aus dem Gelege giftiger Landschlangen jeweils das Ei heraussuchen, aus dem die bösartigste Schlange entstehen wird, und dieses ins Wasser werfen. Daraus entsteht dann eine Wasserschlange (oder ein Sandaal?). Schlangenknochen werden zu Schadenszauber verwendet. Im Jahr 1980 konnte ich beobachten, wie ein sonst häufig begangener Weg über viele Tage hin gemieden wurde, weil jemand dort ein Schlangenskelett abgelegt hatte.

Schildkröten stellen besonders nachts eine Gefahr dar, denn im Wasser schwimmend können sie mit dem *genio* oder *demonio* verwechselt werden, der dem Meer mit seinen Tieren vorsteht. Er wird als dunkler, über und über behaarter Mann beschrieben, der ständig eine Zigarre raucht. Junge Frauen, die sich in der Nacht ans Ufer wagen, werden von ihm verführt ("*las empeca*"). Fischer kann er mit reichem Fang beschenken oder auch mit seinem Auftauchen so erschrecken, daß sie die Stimme verlieren.

Dieser Meeresgeist steht in Opposition zur christlichen Kirche. Deshalb darf sich derjenige, der den Segen eines Priesters erhalten hat, in den nächsten Tagen nicht auf die See hinauswagen, denn er käme dort mit Sicherheit ums Leben.

Informant 3 verglich den *demonio* oder *genio* mit dem Puma und dem Jaguar, die angeblich nur jenen Jäger angreifen, der vor ihnen Angst zeigt. Dies ist mit der Grund, warum man Frauen ungern aufs offene Meer mitnimmt. Man sagt, daß sie ihre Angst nicht unter Kontrolle halten können, und das mache das Meer wild. Ängstliche Männer, die es nur unter den Nicht-Paisanos geben soll, sind als Gefährten für die Seefahrt ebenso ungeeignet.

Dem *genio* oder *demonio*, dem Herrn des Meeres, steht die *Madre Monte* gegenüber, eine attraktive Frau mit wirrer Mähne, die Holzfäller und Jäger verwirrt und auch nächtliche Wanderer so erschrecken kann, daß sie die Stimme verlieren. Ihr gehören Wälder, Bäche und Süßwasserseen mit ihren Pflanzen und Tieren.



1



2

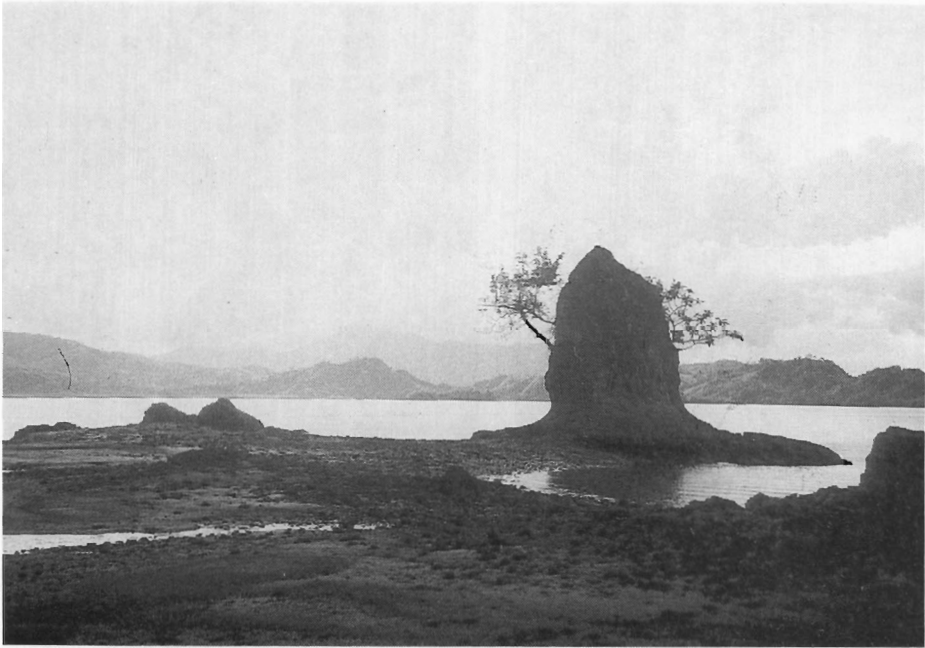


3

Foto 1: Informant 1 erklärt die Handhabung des Segels.

Foto 2: Informant 1 während seiner Ausführungen zur Navigation.

Foto 3: Informant 2 beim Ausnehmen von *pez aguja* auf seiner Panga (Einbaum mit verstärkten Rändern, mit Industriefarben gestrichen). Boot der Küstenwache im Hintergrund.



4



5

Foto 4: Punkt an der Küste bei Punta Cuchilla, an dem der *genio* oder *demonio* häufig gesehen wird. — Foto 5: Inseln im Nicoya-Golf.

Zur Orientierung auf dem Meer

Die Information zur Orientierung auf dem Meer stammt vor allem von Informant 1. Bei seinen langen Erklärungen war auch sein vierzehnjähriger Enkel, Informant 4, anwesend, der seinen Großvater immer wieder darauf aufmerksam machte, etwas vergessen zu haben.

Informant 1 besaß früher einen 16 Meter langen, besegelbaren Einbaum, mit dem er bis nach Chiriquí fuhr, um dort Schweine einzukaufen, die er dann in Puntarenas wieder verkaufte. Im Jahr 1977 konnte ich das halb verfaulte Gefährt noch vor seinem Haus liegen sehen. Orte mit Namen wie Punta Salsipuedes ("fahr raus, wenn du kannst"), der auf etwa halber Strecke nach Chiriquí liegt, zeigen bereits, daß diese Route wohl niemals in Küstennähe befahren wurde. Das wäre, besonders um die Osa- und die Burica-Halbinsel, wegen des Seeganges zu gefährlich. Abstand vom Land bringt in der Seefahrt häufig Sicherheit.

Informant 1 berichtet, man habe von Paquera aus zuerst einen Punkt vor Capo Blanco angelaufen, um dann auf die Punta Burica zuzusteuern. Man umfuhr sie in weitem Abstand und lief dann in den Golf von David ein. Die Strecke Capo Blanco — Chiriquí beträgt ca. 350 km, wobei die Distanz der beschriebenen Route zum Festland teilweise 80 km beträgt.

Auf die Frage, wie er sich denn auf solchen Fahrten orientiert habe, führte er aus: "Das Meer und dein Geist zeigen dir, wo du bist" ("*El mar y la mente te muestran donde estas*"), um dann einige abschätzige Bemerkungen über diejenigen abzugeben, die mit Kompaß und Satellitennavigation aufs Meer hinausfahren und glauben, Seeleute zu sein. Er beschloß den Exkurs mit der Bemerkung, daß der Mann allein in der Panga zeigen könne, was für ein Seemann er sei, um anschließend die diesbezüglichen Fähigkeiten seines Enkels zu loben.

Darauf bemerkte ich, daß ich mir nicht vorstellen könne, wie das Meer zeigt, wo man sich im Moment befindet. Informant 1 erzählte daraufhin, schon als Junge von Puntarenas zum Haus seiner Mutter (ca. 25 km über den Nicoya-Golf) seine Panga selbst bei starkem Regen und einer Sicht von wenigen Metern so exakt gesteuert zu haben, daß er direkt vor seinem Zuhause angekommen sei.

Er erklärte: Von Puntarenas aus wisse man, wo das Haus liege und woher die Wellen kämen. Die Wellen müssten bei der ganzen Überfahrt im selben Winkel zur Panga laufen. Vor der Punta del Río gäbe es Kreuzsee, an deren Gischt man erkennen könne, wie weit man von dem Cap entfernt sei. Dort müsse man den Winkel zur Hauptwellenrichtung ändern. In der Bucht von Paquera gäbe es dann ein enges Netz von schwachen, überkreuzten Wellen, die einen weißen Dunst über der Oberfläche erzeugen. Das Wasser selbst sei wegen der Mangroven an der Küste dort schwarz. Nach diesen Kriterien könne man im Nicoya-Golf auch bei schlechter Sicht exakt navigieren.

Auf die Frage, wie man sich aber auf einer so weiten Fahrt wie bis nach David orientieren könne, behauptete Informant 1, daß dies leichter sei als im Nicoya-Golf, da die Gezeitenströmung kein Problem darstelle, und weil die lange Welle dort draußen (auf dem Pazifik) immer aus derselben Richtung käme. Die einzige Ausnahme sei, wenn der *norte* weht, ein föhnartiger Fallwind von Sturmstärke aus dem Norden, aber dann führe ohnehin niemand aufs Meer hinaus.

Die Gegenwellen (*contraolas*) der großen Welle gäben den Abstand und die Form der Küste wieder. Etwa ab Punta Salsipuedes würde zudem das Wasser entschieden wärmer.

Informant 2, Sohn von Informant 1, fügte später ergänzend hinzu, daß das Meer auf der Fahrt nach Chiriquí häufig die Farbe ändere, was auf die Küste rückschließen lasse. Mündungen, wie die vom Río Diquís, färben das Meer weit hinaus bräunlich; an Felsküsten sei das Wasser klar, während Mangroven das Wasser schwarz färben.

Erstaunlicherweise wies keiner der Gesprächspartner Gestirnen eine zentrale Rolle bei der Navigation zu. Informant 1 und Informant 2 erwähnten unabhängig voneinander das Kreuz des Südens als Anhaltspunkt. Informant 2 beschrieb zudem einen Sternenhaufen im Norden, bei dem es sich um die Pleiaden handeln könnte. Als bedeutend erscheint mir, daß auch der vierzehnjährige Informant 4 bereits vieles von der Navigationskunst seines Vaters und seines Großvaters gelernt hat und Strecken wie nach Puntarenas und zur Insel Tortuga alleine befährt.

Parallelen zwischen der Kultur der Paisanos und der Landbevölkerung der Nordanden

Wer in den meist bescheidenen Häusern der Campesinos verschiedener Gegenden Südamerikas den Erzählungen der Bewohner lauscht, wird daran gewöhnt sein, ähnliche Geschichten in einer großen Zahl von Varianten immer wieder erzählt zu bekommen.

Die Ähnlichkeit zwischen der Tradition der Küstenfischer von Paquera und der Flußfischer am oberen Río Magdalena erreicht einen Grad, der mich trotzdem erstaunen ließ. Bei beiden steht dem Wald mit seinen Bächen und kleinen Wasserlöchern die *Madre Monte* — eine attraktive Frau mit wirrer Mähne — vor, die Jäger, Holzfäller und nächtliche Wanderer verwirrt oder durch ihr Erscheinen so erschreckt, daß diese die Stimme verlieren oder gar Lähmungserscheinungen zeigen.

Für die Flußfischer am Río Magdalena und seinen großen Nebenflüssen ist der *mohan* der Herr der Ströme. Er wird als dunkler behaarter Mann mit übergroßen Genitalien beschrieben, der ständig eine Zigarre raucht. Er verwickelt Frauen in

amouröse Abenteuer. Bei den Paisanos ist dem entsprechenden Wesen mit gleichen Verhaltensweisen — dort *genio* oder *demonio* genannt — das Meer untergeordnet.

Der Fischer am Río Magdalena wie der Fischer an der Pazifikküste von Puntarenas schützt sich gegen die "Kälte" des Wassers mit Tabak, mit dem Unterschied, daß der Paisano diesen kaut, während ihn der Flußfischer raucht. Menstruierende Frauen und Wöchnerinnen sind im Weltbild beider Bevölkerungsgruppen besonders durch die "Kälte" des Stroms bzw. des Meeres bedroht, weshalb sie nicht baden und keine Kanufahrt unternehmen dürfen. In beiden Gegenden werden diese Verhaltensregeln auf die Männer der betroffenen Frauen übertragen. Küstenfischer und Flußfischer am Río Magdalena schreiben gleichlautend dem weiblichen Rochen eine Menstruationszeit zu.

Die Speisebeschränkung auf Fischarten mit Schuppen finden wir am größten Strom Südamerikas wieder. Traditionelle Fischer am Amazonas würden niemals schuppenlosen Fisch — *pescado liso* — essen (Ernst Josef Fittkau, persönliche Mitteilung).

Aber nicht nur entlang der großen Ströme finden sich Kulturparallelen zu den Küstenfishern von Puntarenas, sondern auch hoch oben in den Anden. Bei den Paisanos steht das Meer in Opposition zum Christentum. Ähnliches wird von den Hochregionen der Anden erzählt. Dort schicken die *Páramos* und deren Schutzgeister Unwetter und versuchen, den Wanderer zu vernichten, wenn dieser den christlichen Gott und seine Heiligen um Hilfe anruft. Meer und *Páramo* werden gleichermaßen wild, wenn jemand in diesen Gefilden Angst zeigt.

Die Zugehörigkeit der Campesinos der Nordanden mit ihren Tälern und der Küstenfischer von Puntarenas zu einem gemeinsamen Kulturtyp zeigen auch Details wie die Verwendung von Tabak und Cyperusknollen, um an *susto* (Schrecksyndrom) Erkrankte zu heilen.

In beiden Regionen sollen rot-schwarze Samen von Baumleguminosen, an einem Armband getragen, Kinder gegen schädliche Außeneinflüsse schützen. Sowohl in Paquera wie auch im Süden der kolumbianischen Anden wurde erklärt, daß die schwarze Seite der Samen die Machenschaften von Natur- und Totengeistern abwehre, während die rote Seite gegen Neid und Schadenszauber von Lebenden schützen soll.

Schlußbemerkung

Den Paisanos wird zu Unrecht mit vielen anderen Gruppen Lateinamerikas wegen des vollzogenen Wechsels zur spanischen Sprache auch ihre kulturelle Eigenständigkeit abgesprochen. Damit verliert die Ethnologie häufig auch das Interesse an ihnen, obwohl ihr indianisches Kulturerbe deshalb nicht weniger ausgeprägt sein muß als das von Sprechern indianischer Sprachen.

Gerade solche Bevölkerungsgruppen, deren Indianität nur eine Frage der Definition ist, bilden in weiten Teilen des Subkontinents die Mehrzahl der Landbevölkerung. Wollen wir der Kultur Indio-Lateinamerikas 500 Jahre nach Kolumbus gerecht werden, so kann die Ethnologie solche Völkerschaften nicht vernachlässigen.

Ihre Nichtbeachtung dient dem inneren Kolonialismus vieler lateinamerikanischer Staaten, der indigenes Erbe nur unbedeutenden Randgruppen zugestehen will. Das Gros der Bevölkerung will man von solchen Merkmalen der "Unterentwicklung" frei sehen.

Dieser Artikel, der nur als Ergebnis kurzer Sondierungen aufzufassen ist, soll auf den kulturellen Reichtum einer so unspektakulären Bevölkerungsgruppe hinweisen, wie es die Paisanos sind. Dies ist um so bedeutender, als sie in einem Lande leben, das sich gerne den Ruf einer "weißen Nation" gibt.

Das Thema der Kognition der Meeresumwelt durch indio-lateinamerikanische Fischer gehört ebenfalls zu den von den Ethnologen bislang vernachlässigten Fragestellungen. Kenntnisse um das kulturbedingte Verhalten von Campesinos der Umwelt gegenüber — von den Páramos bis herunter zum Meer — würde die Ethnologie befähigen, an brennenden Fragen unserer Zeit aktiver mitzudiskutieren.

Literaturverzeichnis

- Lehmann, Walter (1908): "Tiermärchen aus Costa Rica. Aus dem Nachlaß veröffentlicht von Gerdt Kutscher 1973." In: *Indiana*, 1: 113 - 126.
- Orso, Ethelyn (1970): *Hot and Cold in the Folk Medicine of the Island of Chira/Costa Rica*. Baton Rouge: Institute of Latin American Studies, Louisiana State University (*Monograph and Dissertation Series*, 1).